

Zum Fehlen der Utopie

Plädoyer für ein Bekenntnis zum utopischen Denken

Schwerpunkt Utopie

Utopische Mittel der Fortbewegung: a, Berittene b, Schlittschuhe c, Katzenbus d, Stein e, Feder f, Segelschiff g, Amphore als Heißluftballon h, Würfel i, Podeste j, Papierbögen in leerstehenden Häusern k, etc. l, Nike von Samothrake

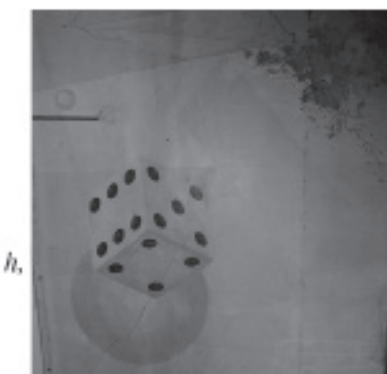


ILLUSTRATION: DENISE FRAGNER

in der Postmoderne

von Klaus Hofmann

Das utopische Denken europäischer Prägung befindet sich spätestens seit den traumatischen Erfahrungen des sogenannten „Kurzen 20. Jahrhunderts“¹ in einer Krise. Dieses hatte mit unleugbarer Prägnanz der großen Erzählung vom geradlinigen technischen und moralischen Fortschreiten des aufgeklärt-bürgerlichen Menschen - hin zu einem realen Utopia - ein fulminantes Ende bereitet. Die zuvor undenkbareren Katastrophen zweier Weltkriege, des Holocaust, des Faschismus und des Stalinismus haben dem Leitmotiv des „Langen 19. Jahrhunderts“ jegliche Glaubwürdigkeit genommen. Durch ihren industrialisierten Barbarismus ließen sie gerade die Schattenseiten der naiven Vorstellung vom stetigen Fortschritt der Industriegesellschaft zu Bausteinen dystopischer Realitäten werden. Erschrocken über das eigene zerstörerische Potenzial, bezeichnet sich die Zeit, die danach kam, aus Furcht vor einem neuen Leitgedanken prophetisch und kleinlaut zugleich schlicht als: die Zeit danach - die Postmoderne.

Es ist kaum verwunderlich, dass die Postmoderne der Utopie mit Misstrauen begegnet. Auch die Staatsdogmen des Nationalsozialismus und des Realsozialismus, die dem blinden Fortschrittsglauben der Moderne gewissermaßen durch seine Zuspitzung den Todesstoß verpassten, verstanden sich immer als utopische Projekte - eugenisch-rassistisch bzw. kommunistisch-sozialistisch - und konnten nicht zuletzt

durch diesen Anspruch ihre menschenverachtenden Regime legitimieren. Die Utopie bekam durch die Präcedenzwirkung dieser Modelle die Bedeutung eines bloßen Kleides der Dystopie, das Totale in der konsequent durchdachten Fiktion wurde zum Wegbereiter des Totalitären in der Realität. In diesem Sinn spricht Popper - selbst noch eindeutig dem Ideal der Aufklärung verhaftet - von der Utopie auch als einem „Feind der offenen Gesellschaft“ (vgl. Popper 2003: 166-178).

Aus historischer Perspektive ist dieser Zugang zum utopischen Denken als eine plausible Gegenreaktion zu den vorangegangenen Katastrophen durchaus nachvollziehbar. Diesem Verständnis nach wird die Utopie aber recht plump mit etwas gleichgesetzt, das früher gemeinhin als „Ideologie“ bezeichnet wurde - ein herrschaftserhaltendes Glaubenssystem, das den Mächtigen zur Unterdrückung der Machtlosen dient. In der Postmoderne, in der der klassische Ideologiebegriff nicht mehr en vogue ist, wird derselbe Ansatz im Rahmen einer allgemeinen Skepsis gegenüber der Entstehung neuer potenzieller Herrschaftsnarrative fortgeführt. Das Vorhaben eines zielgerichteten, umfassenden politischen Projekts, das auf ein Mehr an sozialer Gerechtigkeit abzielt, wird routinemäßig als teleologischer Irrtum abgetan.

Das utopische Denken und das kritische Denken der Postmoderne sind somit scheinbar unvereinbar. Die Vorstellung eines utopischen Gesellschaftsmodells ist aus postmoderner Perspektive zu konkret, zu total, zu rigide, zu teleologisch, und, nicht zuletzt, zu einfach. Diese Kritik

1 Unter den von dem Historiker Eric Hobsbawm geprägten Begriffen „Langes 19. Jahrhundert“ und „Kurzes 20. Jahrhundert“ versteht man die Zeiträume von der Französischen Revolution (1789) bis zum Ersten Weltkrieg (1914) bzw. vom Ersten Weltkrieg bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion (1989/90).

setzt aber gleichzeitig voraus, dass es genau diese Eigenschaften sind, die eine Utopie ausmachen. Demzufolge wäre die Utopie wie ein ausgeklügelter Bauplan, der für sich beansprucht, alle Facetten eines glücklichen gesellschaftlichen Zusammenlebens abzudecken, und den es „bloß“ mit den dazu nötigen Mitteln umzusetzen gilt. So gesehen hat das Utopische tatsächlich etwas sehr Beunruhigendes, weil sich unweigerlich die Frage auftut, wer die ArchitektInnen eines solchen Unternehmens sein könnten und welche Mittel diese für nötig hielten, um ihre Utopie in die Realität umzusetzen. Der Gedanke an ein totalitäres Terrorregime lässt sich kaum vermeiden.

Dabei muss utopisches Denken keineswegs so verstanden werden. Im Gegenteil: Utopie lässt sich sehr treffend beschreiben als das aktive und niemals abgeschlossene Imaginieren eines glücklicheren (für gewöhnlich gesellschaftlichen) Seinszustands. Entscheidend ist dabei, dass es sich nicht um die Vorgabe eines perfekten Gesellschaftsmodells handeln muss, sondern um die Vorstellung einer wie auch immer gearteten besseren Welt, und zwar stets aus der Sicht der jeweiligen Gegenwart. Von keiner jemals erdachten Utopie könnte allen Ernstes behauptet werden, sie stelle die optimale Lösung aller sozialen und individuellen Probleme dar. In Thomas Morus' namensgebendem Entwurf aus dem frühen 16. Jahrhundert, beispielsweise, erfreuen sich Kolonialismus und Arbeitssklaverei durchaus allgemeiner Akzeptanz und ledige Frauen werden wie zum Verkauf stehende Pferde behandelt. Diese Merkmale Utopias können wohl kaum als Bestandteile dessen gelten, was wir uns heute unter einer besseren Welt vorstellen. Vielmehr dient die Utopie immer als Spiegel der sozialen Verhältnisse ihrer jeweiligen Herkunftsgesellschaft: Sie stellt eine Diagnose der realen Prob-

leme der Gegenwart und verkehrt diese in ihr fiktives Gegenteil. Dementsprechend hätte die kommunitäre Verteilungslogik Utopias für die Mehrheit der Bevölkerung Englands zu Morus' Lebzeiten tatsächlich eine enorme Steigerung ihres Lebensstandards bedeutet, die sich aber nur in der Fiktion des Gedankenspiels umsetzen ließ. Aus dieser Perspektive gesehen ist die Utopie in erster Linie eine subversive Methode. Sie widersetzt sich dem dominanten, als selbstverständlich hingenommenen Herrschaftsdiskurs dadurch, dass sie eine bessere, zumeist kommunale und - soweit von den AutorInnen gedanklich fassbar - konsensuale Gesellschaft erdichtet, die gerade dadurch entzaubernd wirkt, dass sie die Unzulänglichkeiten der bestehenden Verhältnisse erkennt und mit radikalen Lösungsvorschlägen karikiert. In diesem Sinn ist sie gerade das Gegenteil der Ideologie und ein nützliches Werkzeug, sie zu überwinden. Dies ist in etwa die Rolle, die der Utopie beispielsweise im Denken Karl Mannheims und Paul Ricoeurs zufällt: „[T]he only way to get out of the circularity in which ideologies engulf us is to assume a utopia, declare it, and judge an ideology on this basis.“ (Ricoeur 1986: 172-173) Mit diesem Utopieverständnis kann auch der scheinbar grundsätzliche Widerspruch zwischen utopischer und postmoderner Kritik relativ leicht aufgelöst werden. Beiden liegt im Wesentlichen derselbe zutiefst politische Antrieb zu Grunde, nämlich die Enthüllung des dominanten Herrschaftsdiskurses und die Entfesselung des beherrschten Subjekts. Sie unterscheiden sich lediglich in der Technik der Subversion. Während im utopischen Denken Gegenwelten erschaffen werden, um sie der Realität als Spiegel vorzuhalten, bemüht sich die Postmoderne darum, normative Diskurse ihrer sprachlichen Verfasstheit zu überführen und damit jeden Essentia-

lismus als Schwindel zu entlarven. Dabei hat sich der Dekonstruktivismus als ausgesprochen effizientes Werkzeug erwiesen. Nicht zuletzt ist es im hohen Maße sein Verdienst, dass Fragen von Geschlecht und Ethnizität nicht mehr aus den politischen Diskussionen der Gegenwart wegzudenken sind.

Die Konsequenz der dekonstruktiven Methode hat aber eine schwerwiegende Kehrseite: sie funktioniert zu gut. Alles Sprachliche dient als Rohmaterial für den dekonstruktiven Ansatz, während die Möglichkeit einer außersprachlichen Realität sich auf leisen Sohlen aus der Diskussion davonmacht. Die Schreckgespenster des Telos, des Universellen und des Essentiellen lassen die Postmoderne in einer Endlosschleife der Selbstreflexivität sich immer wieder selbst in Frage stellen. Kritik wird als eigenständige Disziplin zum Selbstzweck. Das politische Bewusstsein der Postmoderne – soweit es noch existiert – ist unentschieden, partikularisiert und privat, es erlaubt fragmentierte Identitäten und entledigt sich damit auf beeindruckende Weise des starren Korsetts des vernunftgeleiteten Individuums, in dem das Subjekt seit der Aufklärung gesteckt hatte. Das Resultat aber ist eine zersplitterte Gesellschaft desorientierter Subjekte. Die persönliche Identitätsfindung ist zum Leitthema eines Zeitalters geworden, das sich selbst als die Überwindung aller Zeitalter versteht und damit implizit den Anspruch stellt, als einzig mögliche Utopie gelten zu können. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist der Wille zum Aufbau einer konstruktiven sozialen Solidarität – der eigentliche Grundbaustoff Utopias. Notwendigerweise wird aber auch die Postmoderne, so wie alle Epochen vor ihr, daran scheitern, die Geschichte abzuschaf-

fen.² Die Frage, die jedoch offen bleibt, ist, in welche Richtung das Ruder nach den selbstreflexiven Exzessen der postmodernen Kritik ausschlagen wird. In jedem Fall muss sich das kritische Denken der Gegenwart aber aus seiner selbstverschuldeten Trägheit befreien, sonst bleibt es am Ende doch nur der Steigbügelhalter der gegenwärtigen InhaberInnen realer, d.h. sozioökonomischer Macht. Was fehlt, ist

“Was fehlt, ist das Bekenntnis zu einer positiv formulierten sozialen Idee – und sei es auch nur eine ewig vorläufige. Letztlich führt wohl kein Weg an der Utopie vorbei, und zwar als Methode, nicht als Ideologie, um der dekonstruktiven Kritik ihr konstruktives Potenzial zurückzugeben.”

das Bekenntnis zu einer positiv formulierten sozialen Idee – und sei es auch nur eine ewig vorläufige. Letztlich führt wohl kein Weg an der Utopie vorbei, und zwar als Methode, nicht als Ideologie, um der dekonstruktiven Kritik ihr konstruktives Potenzial zurückzugeben. In diesem Sinn ist die Utopie – d.h. die Bereitschaft, sich (eine) bessere Welt(en) vorzustellen – der ewige Anfang, aber niemals das Ziel transformativen Handelns.

EAGLETON, TERRY (1997): The illusions of postmodernism. Oxford: Blackwell.

MANNHEIM, KARL (1997/1936): Ideology and Utopia. An introduction to the sociology of knowledge. London: Routledge.

POPPER, KARL (2003/1945): The Open Society and its enemies. London: Routledge & Kegan Paul.

RICOEUR, PAUL (1986): Lectures on ideology and utopia. New York: Columbia University Press.

SAAGE, RICHARD (1991): Politische Utopien der Neuzeit. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

SARGENT, LYMAN TOWER (2010): Utopianism. A very short introduction. Oxford: University Press.

Klaus Hofmann ist Student der Anglistik und Globalgeschichte in Wien mit Forschungsinteressen im Bereich der Historischen Sprachwissenschaft und Soziolinguistik sowie der Sozialgeschichte und der politischen Ideengeschichte.

2 Viele KommentatorInnen verstehen die Postmoderne als kulturelle Logik des parlamentarisch-demokratischen Kapitalismus, welcher im Sinne Francis Fukuyamas das „Ende der Geschichte“ markiert.